



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein französischer Marschall.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein französischer Marschall.

Memoiren des Marschalls Marmont, Herzogs von Ragusa. Herausgegeben nach dessen hinterlassenem Original-Manuscript. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung von C. Goldbeck. Vollständige Ausgabe in 4 Bd. — Bd. 1. 2. (Potsdam, Stein).

Marmonts Memoiren, seit der Veröffentlichung der Correspondenz Napoleons mit seinem Bruder Joseph vielleicht der wichtigste Beitrag für die Geschichte des großen Kaisers, haben in der jetzt in Frankreich herrschenden Partei einen ungewöhnlichen Zorn hervorgerufen, und bereits eine ganze Flut von Gegenschriften veranlaßt. Man kann nicht leugnen, daß Marmont in seinen persönlichen Angriffen sehr bitter ist, und namentlich in seiner Polemik gegen den Vizekönig von Italien das Maß überschreitet. Zudem spricht er von Napoleon I. nicht wie von einem übermenschlichen Wesen, sondern wie von einem Menschen voll großer Gaben und Leidenschaften, der, wie er an Kraft seine Umgebungen überragte, so durch seine Schwächen und Verirrungen ihre Kritik herausforderte. Zu den Zeiten der Restauration war es nicht erlaubt, von Napoleon anders zu reden als von einem menschenfeindlichen Tyrannen, heute gilt es für eine Majestätsbeleidigung gegen das souveraine französische Volk, wenn man den Oheim des Neffen nicht vergöttert. Dazu kommt die Persönlichkeit, von der diese Beleidigungen ausgehn. Marmont gehörte zu den vorzüglichsten Generalen des Kaiserreichs, und er besaß auch in seiner Erscheinung jenen Zauber, der uns bei vielen Helden jener Periode selbst wider unsern Willen besticht, aber trotz seiner großen Erfolge in solchen Actionen, wo er nicht die Hauptrolle spielte, hatte er das Unglück, in den entscheidenden Momenten seines Lebens seiner Sache mehr zu schaden als zu nützen. Zuerst verlor er die Schlacht bei Salamanca, welche gewissermaßen der Wendepunkt in dem Schicksal des Imperators war. Dann war er genöthigt, mit den Allirten jene Capitulation abzuschließen, welche Napoleon, obgleich mit Unrecht, als den eigentlichen Grund seines Falls bezeichnete. Infolge dessen proscribirt Napoleon während der hundert Tage seinen Marschall, und dieser folgte den Bourbons in ihr erstes Exil, was ihm nachher von ihrer Seite hohe Ehrenstellen eintrug. Damals geschah es, daß sich

im Haß gegen den gemeinschaftlichen Gegner der Liberalismus mit dem Bonapartismus verband, daß die Freunde der Freiheit, ja selbst die Republikaner, sich mit der Popularität des Namens Napoleon deckten, der doch wahrlich nicht als das Sinnbild ihrer Sache gelten konnte. Man vergaß die Unterdrückung, in welcher Frankreich während des Kaiserreichs geschmachtet hatte, und feierte in Napoleon den Helden der Nation. Schon damals wurde Marmont wegen seines Verhaltens während der hundert Tage als Verräther gebrandmarkt, und der Kaiser sorgte noch von St. Helena aus dafür, daß diese Auffassung sich bei seinen Getreuen immer fester stellte. Nun folgte die Julirevolution, und Marmont, der die Verteidigung der Hauptstadt zu leiten hatte, verlor, man kann es nicht leugnen, ebenso den Kopf wie die gesammte Restauration. Bei den Franzosen verhaßt, weil er das Blut des Volks vergossen hatte, von den Bourbons nicht geachtet, weil er auch diesmal unglücklich gewesen war, folgte er ihnen zum zweiten Mal ins Exil, aus dem er nicht wieder zurückkehren sollte. Noch bis an seinen Tod 1852 eine schöne, stattliche Erscheinung, ein heiterer, lebensfroher Greis, entbehrte er doch, wie alle Franzosen in der Fremde, mit tiefem Unmuth das Vaterland, und der schlimme Ruf, der ihm auch in die Verbannung folgte, trug nicht dazu bei, die Stimmung gegen seinen früheren Herrn versöhnlicher zu machen. So ist in seiner Darstellung Napoleons eine gewisse Bitterkeit nicht abzuleugnen, aber man thut ihm schreiendes Unrecht, wenn man ihn der Verleumdung zeibt. Obgleich wiederholt schwer von ihm gekränkt, hebt er doch die glänzenden Seiten seines Wesens sehr anschaulich hervor, und wenn er ebenso stark darauf hinweist, daß er selber die Ursache seines Falls war, so wird ihm die unbefangene Geschichte Recht geben. Folgen wir ihm zuerst in das Gemälde der italienischen Feldzüge.

Vom Augenblick an, wo Bonaparte an die Spitze der Armee trat, hatte er in seiner Person eine Autorität, die aller Welt imponirte. Obgleich ihm eine gewisse natürliche Würde abging (Marmont ist geborner Edelmann) und er selbst linksch war in Haltung und Geberden, lag doch der Gebieter in seiner Attitüde, in seinem Blick, in seiner Art zu sprechen, und jeder fühlte das und fand sich bewogen, ihm zu gehorchen. Im Deffentlichen vernachlässigte er nichts, um dieses Wesen aufrecht zu erhalten, aber zu Hause, inmitten der Personen seines Stabs, entwickelte er große Ungezwungenheit und eine Bonhomie, die bis zur gemüthlichen Familiarität ging. Er liebte zu scherzen und seine Scherze hatten nie etwas Bitteres, sie waren gutmüthig und von gutem Geschmack. Es geschah oft, daß er sich in unsere Spiele mischte, und sein Beispiel hat mehr als einmal die ernstesten österreichischen Bevollmächtigten mit ins Spiel gerissen. Bonaparte arbeitete leicht, seine Stunden waren nicht geregelt; er war immer zugänglich mitten in der Ruhe:

Hatte er sich aber einmal in sein Cabinet zurückgezogen, so war jeder nicht durch den Dienst gerechtfertigte Eintritt untersagt. Wenn er sich mit der Bewegung der Truppen beschäftigte und an Berthier seine Befehle erteilte, ebenso wenn er wichtige Berichte empfing, die lange Prüfung und Durchsprechung erfordern konnten, dann hielt er nur die bei sich zurück, welche an der Discussion Theil zu nehmen hatten: alle andern Personen, welche Dienstgrade sie auch einnehmen mochten, schickte er fort. Man hat gesagt, daß Bonaparte wenig geschlafen, das ist ungenau: im Gegentheil, er schlief viel und hatte selbst ein großes Bedürfnis nach Schlaf, wie es allen nervösen Menschen ergeht, deren Geist sehr thätig ist. Ich habe ihn oft 10—11 Stunden in seinem Bett zubringen sehen. Aber wenn das Wachen nothwendig war, so wußte er es auch zu ertragen: er entschädigte sich dann später oder pflegte auch wol im Voraus der Ruhe, um die bevorstehenden Anstrengungen zu ertragen. Bonaparte besaß das kostbare Vermögen, zu schlafen wenn er wollte. Hatte er einmal seine Pflichten abgeworfen, so gab er sich gern der Conversation hin und war sicher, darin zu glänzen. Niemand entfaltete hierin mehr Reiz, vermochte mit Leichtigkeit mehr Reichthum oder Ueberfluß an Ideen zu entwickeln als er. Er wählte seine Gegenstände mehr auf dem Gebiete der Moral und der Politik, als in den Wissenschaften, wo, obwol man das Gegentheil behauptet, seine Kenntnisse nicht tief waren. Er liebte die heftigen Leibesübungen, stieg oft zu Pferde, ritt schlecht, aber häufig mit verhängtem Zügel. In dieser glücklichen, schon so fern liegenden Zeit, besaß sein Wesen einen Reiz, den jedermann empfinden mußte. So war Bonaparte während des merkwürdigen Feldzugs in Italien.

Auch die gemüthlichen Seiten Napoleons werden nicht verschwiegen. Alle Namen, erzählt Marmont B. I. S. 98, die sich auf den Anfang seiner Laufbahn bezogen und die an ihm geleistete Dienste oder erwiesene Zuneigung erinnerten, hat Bonaparte stets treu im Gedächtniß bewahrt. Die Natur hat ihm ein erkenntliches und wohlwollendes, ich könnte selbst sagen gefühlvolles Herz gegeben. Diese Behauptung steht im Widerspruch mit den über ihn angenommenen, aber unrichtigen Meinungen. Freilich hat sich sein Gefühl mit der Zeit abgestumpft. — Bei einer andern Gelegenheit erzählt Marmont von einem scharfen Streit und setzt hinzu: Bonaparte hatte im Grunde viel Gefühl für Gerechtigkeit; er liebte anspruchsvolle Leute nicht, und durch eine Empfindlichkeit zur un rechten Zeit verscherzte man sein Wohlwollen; bei gegründeten Beschwerden aber entschuldigte er leicht einen unpassenden Ausdruck und eine zu heftige Leidenschaft, wohl verstanden, wenn alles ohne Zeugen zging. Dann beschäftigte er sich selbst mit den Mitteln, die begangene Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, und kam den Wünschen des Betheiligten ohne Erinnerung zuvor. Er kannte die Schwächen der Menschheit, hatte

Mitleid damit und hat niemals dem Anblick der begründeten Traurigkeit desjenigen widerstanden, den er achtete, und das in allen Stellungen seines Lebens und seiner erstaunenswürdigen Laufbahn: kurz man konnte, wenn man Ort und Zeit wählte, ihm alles sagen; niemals hat er sich geweigert die Wahrheit zu hören und wenn es bisweilen ohne Wirkung war, so war es doch immer ohne Gefahr. — Man wird zugeben, daß in diesen und ähnlichen Stellen der Groll den Erzähler nicht verblendet hat. Ebenso interessant ist seine Darstellung der Thätigkeit Napoleons im Staatsrath, welchem Marmont bei der Berathung des Gesetzbuches beizuhnte. Zwar ist bereits aus Röderers Tagebüchern ein ziemlich vollständiges Bild dieser Thätigkeit zu entnehmen, aber auch die neuen Beiträge werden nicht unerwünscht sein. — Der erste Consul war immer zugegen und betheiligte sich oft bei der Discussion; zuerst schwieg er gewöhnlich, bis die Cambacères, die Portalis, Tronchet u. s. w. ihre Doctrinen aufgestellt und ihre Meinung entwickelt hatten; dann ergriff er das Wort und stellte oft den Gegenstand mit bewundernswerthem Scharfsinn und Tiefe von einem ganz neuen Gesichtspunkt dar; er überzeugte die Gemüther und ließ die Entwürfe oft auf die verständigste Weise modificiren. Bonaparte hatte keine Beredsamkeit, aber einen fließenden Vortrag, eine mächtige Dialektik und eine große Stärke im Raisonnement. Sein Kopf war überschwenglich productiv; in seinen Worten lag eine Fülle des Ausdrucks, in seinen Gedanken eine Tiefe, die ich sonst bei niemandem gefunden habe; sein wunderbarer Geist strahlte bei dieser Berathung, bei der ihm doch so viele Fragen bisher fremd gewesen waren, in dem lebhaftesten Glanze. —

Freilich finden wir schon in den ersten Jahren seiner ruhmvollen Laufbahn bei Napoleon Spuren von jener seltsamen, mit einem gewissen Aberglauben verbundenen Unruhe, der sich dämonische Naturen selten entziehen. Eine charakteristische Anekdote ist das Gespräch, welches er am Tage nach seiner Krönung mit dem Marineminister Decrès hatte. „Ich bin zu spät gekommen, die Menschen sind zu aufgeklärt, man kann nichts Großes mehr unternehmen!“ — „Wie Sire! Ihre Laufbahn scheint mir Glanz genug zu haben; was gibt es Größeres, als den ersten Thron der Welt einzunehmen, wenn man mit dem Grade eines einfachen Artillerieoffiziers angefangen hat?“ — „Ja meine Laufbahn ist schön, ich gebe es zu, ich habe einen großen Weg zurückgelegt; doch welcher Unterschied gegen das Alterthum! Sehen Sie Alexander; nachdem er Asien erobert hat, verkündigt er den Völkern, daß er der Sohn Jupiters sei, und mit Ausnahme der Olympias, welche wußte, woran sie sich zu halten hatte, mit Ausnahme von Aristoteles und einiger Pedanten zu Athen, glaubt es ihm der ganze Orient. Wohl an, wenn ich mich heute zum Sohn des ewigen Vaters erklären wollte, und mich auf den Weg machte, um ihm in dieser Eigenschaft meine Huldigung darzubringen, so würde mich

selbst jedes Fischweib auf meinem Zuge auspfeifen. Die Völker sind jetzt zu aufgeklärt, man kann nichts Großes mehr unternehmen!" — Nun sind diese Aeußerungen freilich nicht so ernst zu nehmen, als der Erzähler sie auffaßt; Napoleon hat offenbar einen Scherz machen wollen, aber im Scherz verräth sich zuweilen mehr von dem, was in den Tiefen der Seele vorgeht, als man selber ahnt. Napoleon glaubte in der That an seinen Dämon, wie Cäsar, wie Wallenstein; die Zeiten ändern darin nichts, sie geben nur dem Aberglauben eine andere Farbe. Die vorstehende Anekdote wird durch ein späteres Gespräch mit dem Cardinal Fesch ergänzt, der sich seit seiner Standeserhöhung als ein eifriger Verfechter der Kirche zeigte. Eines Tages tritt Fesch zu Fontainebleau mit Bitterkeit, wie er dies hinlänglich gewohnt war; der Kaiser ärgerte sich und sagte ihm, daß es ihm wohl anstünde, diesen gleichnerischen Ton anzustimmen, ihm dem Freigeist, Ungläubigen u. s. w. „Das ist möglich, das ist möglich,“ erwiderte Fesch, „aber das hindert nicht, daß Sie eine Ungerechtigkeit begehn; Sie sind ohne Vernunft, ohne Rechte, ohne Ausflucht; Sie sind der ungerechteste Mann.“ Endlich nimmt ihn der Kaiser an der Hand, öffnet sein Fenster und führt ihn auf den Balcon. „Blicken Sie nach oben,“ sagt er ihm, „sehen Sie etwas?“ — „Nein,“ erwidert Fesch, „ich sehe nichts.“ — „Nun lernen Sie dann schweigen,“ entgegnet der Kaiser, „ich sehe meinen Stern; er ist es, der mich leitet. Vergleichen Sie nicht mehr Ihre schwachen und unvollkommenen Fähigkeiten mit meiner höhern Organisation.“ — Vielleicht ist auch hier eine Reminiscenz mit im Spiel, denn Napoleon hatte die Geschichten seiner Vorgänger wohl im Gedächtniß, aber es ist auch innere Verwandtschaft. Ohne einen solchen Glauben an die Gestirne unternimmt man nicht so Ungeheures wie die vom Schicksal bezeichneten Männer, deren abenteuerlichen Irrfahrten die Welt eine andere Gestalt verdankt. Freilich rächt sich dann das Schicksal, indem es die Menschen in trüglche Sicherheit einwiegt.

Als Marmont 1809 von seinem Aufenthalt in Illyrien zurückkam, voll von der Größe des Kaiserreichs, das jetzt in seinem vollsten Glanz strahlte, sprach er mit seinem Freunde, dem Marineminister Decrès, demselben, dem wir jene erste Anekdote verdanken. „Er fand mich sehr befriedigt, sehr feurig in meinen Berichten. Er ließ mich sprechen, hörte zu und sagte dann: Nun, Marmont, Sie sind sehr zufrieden, weil Sie Marschall geworden sind. Sie sehen alles in schönem Lichte. Wollen Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, daß ich Ihnen die Zukunft enthülle? Der Kaiser ist toll, vollständig toll und wird uns alle, so viel wir sind, Hals über Kopf stürzen und dies alles wird mit einer entsetzlichen Katastrophe enden. — Ich trat zwei Schritte zurück und sagte: Sind Sie selbst toll, so zu sprechen oder wollen Sie mich auf die Probe stellen? — Weder das eine

noch das andere, lieber Freund; ich sage Ihnen nur die Wahrheit. Ich werde sie nicht auf offener Straße verkünden, aber unsere alte Freundschaft und das zwischen uns bestehende Vertrauen berechtigen mich, ohne Rückhalt zu Ihnen zu sprechen. Was ich sage ist nur zu wahr, und ich nehme Sie zum Zeugen meiner Prophezeiung. Und darauf entwickelte er mir seine Ideen, indem er von der Wunderlichkeit der Projecte des Kaisers, von ihrer Unbeständigkeit und Unvereinbarkeit, von ihrer riesigen Ausdehnung u. s. w. sprach; er entwarf ein Bild, welches die Ereignisse nur zu sehr gerechtfertigt. Mehr als einmal seit der Restauration habe ich Decrès an unser Gespräch und seine überraschende, aber sehr traurige Prophezeiung erinnert.“

Zur Zeit dieses Gesprächs hatte Marmont schon einige Mal sehr ernsthafte Zurechtweisungen empfangen. Napoleon, der seinen Generalen innerhalb ihrer Sphäre einen sehr großen Spielraum selbstständiger Action verstattete, verlangte nicht bloß einen pünktlichen Gehorsam, sondern auch eine schnelle, durchgreifende Entschlossenheit, die nothwendig war, wenn die höchst verwickelten Operationen seiner Armeen, die zum großen Theil auf die Pünktlichkeit der Bewegungen berechnet waren, Erfolg haben sollten. Wenn er mit dem Gehorsam oder auch mit der Einsicht eines seiner Untergebenen unzufrieden war, so ersparte er ihm niemals eine scharfe Zurechtweisung, und da wir die Art und Weise kennen gelernt haben, wie Katharina II. mit ihren Werkzeugen umging, so möge hier eins der zahlreichen Billets Platz finden, in welchen dem Marschall Marmont in Erinnerung gebracht wird, daß das Auge des Herrn auf ihm ruht. (16. Mai 1808.) „Herr General Marmont, in der Verwaltung meiner Armee von Dalmatien kommen viele Unordnungen vor. Sie haben einen Eingriff in die Kasse von beinahe 400,000 Fr. autorisirt. Dennoch betrug der Ihnen zur Disposition gestellte Credit für die Arbeiten des Geniecorps und der Artillerie 400,000 Fr. Dies ist eine beträchtliche Summe, wie kommt es, daß sie nicht zugereicht hat? Dalmatien kostet mich eine ungeheure Summe; es ist gar keine Regelmäßigkeit befolgt und das alles bringt eine Unordnung in die Finanzen, an die man nicht mehr gewöhnt ist. Der Zahlmeister ist für alle diese Summen verantwortlich; ich habe seine Abberufung befohlen, und es müssen schnell alle Papiere eingesandt werden, die zur Controle seiner Rechnungen dienen können. Doch, rechtfertigt alles dies die Ausgabe nicht. Sie haben nicht das Recht, über einen Sou zu disponiren, den Ihnen der Minister nicht zur Verfügung gestellt hat. Wenn Sie einen Credit brauchen, so müssen Sie darum nachsuchen.“ — Der Brief erinnert stark an das Abberufungsschreiben, welches Sievers empfing, aber grade in ihm stellt sich auch der Gegensatz zwischen den beiden unumschränkten Monarchien deutlich ans Licht. Zunächst ist Napoleons Zorn nie ohne hinreichenden Grund. Wenn er auch im Aus-

druck desselben absichtlich oder unabsichtlich zuweilen weiter geht, als es die Sache grade erfordern würde, so fühlt der Betroffene sehr wohl, daß er entweder schuldig ist, oder daß eine klare Rechtfertigung die Sache wieder ins Gleiche bringen wird. Die ungeheuren Erfolge Napoleons waren nur dadurch möglich, daß er in allen seinen Feldlagern zugleich gegenwärtig war, daß alle seine Untergebenen, ohnehin zu willkürlichem Handeln geneigt, seine Gegenwart gewahr wurden. Sodann zeigt sich Napoleon überall als strengen Herrn, der, wie er Großes gibt auch Großes verlangt und dieses unerbittlich verlangt, aber nicht wie der Gott, der den Wurm in den Staub zurückstößt, aus dem er ihn hervorgezogen hat. Nur in den seltensten Fällen ist es vorgekommen, daß er die Werkzeuge, denen er viel schuldig war, ganz verstieß, und in diesen Fällen wußte er sie, wie es mit Talleyrand geschah, fürstlich zu entschädigen. Da der Bonapartismus durch die neuesten Ereignisse wieder die große Frage des Tages geworden zu sein scheint, so ist es nicht müßig, auf seine ältere, mächtigere Erscheinung einen Blick zu werfen.

Wenn man Napoleon I. in Beziehung auf Staatenbildung ein schöpferisches Princip zugesteht, so thut man ihm zu viel Ehre an. In den schon häufig angeführten Tagebüchern von Röderer gesteht er ganz unumwunden ein, sein eigentliches Metier sei der Krieg, dieses verstehe er aus dem Grunde und er kenne keine Lectüre, die ihn stärker und dauernder beschäftige als die seiner Regimentslisten. Seine Staatsverwaltung in Frankreich selbst und das Lehnssystem, welches er in den eroberten Provinzen aufrichtete, hatte als letzten Zweck immer das Bedürfniß im Auge, die Armee auf eine zweckmäßige Art zu recrutiren. Die centralisirte Staatsmaschine hat er nicht erfunden, er überkam sie als ein Erbtheil der alten Monarchie und der Revolution; aber freilich wußte er sie mit seinem genialen Blick und seinem durchgreifenden Willen ganz anders anzuwenden, als es früher geschehen war. Welchen Zweig der Staatsverwaltung er auch in Angriff nahm, er hatte von all seinen Umgebungen immer den klarsten Blick. Nur daß er in der Gesetzgebung wie in der Anordnung der Verwaltung immer mit dem Hintergedanken ans Werk ging, Frankreich so zu organisiren, daß es tüchtige Offiziere, zahlreiche Recruten und die zu den Armeen nöthigen Geldmittel liefern konnte. Er hatte Frankreich auch in bürgerlicher Beziehung besser verwaltet, als die zunächst vorhergegangenen sinnlosen Regierungen, aber das bürgerliche Frankreich war ihm nur Mittel, nicht Zweck, während seine Armee ihm wirklich ans Herz gewachsen war. Er hörte am liebsten, wenn man ihn den Vater der Soldaten nannte, und das war auch in der That die richtigste Bezeichnung für ihn.

Noch ist ein zweiter Umstand zu bemerken. Er hat das neue Frankreich nicht aus dem Nichts geschaffen, er hat es in seinen wesentlichsten Momenten

ten bereits vorgefunden und ihm nur den angemessnen Ausdruck gegeben. Seine Marschälle, seine Senatoren, seine Gesetzgeber, so entschieden er sie zu seinem Dienst verpflichtete, waren doch nicht bloß seine Creaturen; sie waren groß, schon bevor er ans Ruder kam; er hatte sich über sie erhoben und sie dienten ihm freudig und mit Stolz, weil ihre Principien und ihre Zwecke keinen bessern Vertreter, keinen glorreichern Mittelpunkt finden konnten; aber sie verloren in diesem Dienst doch nicht ihr eignes Selbst; sie nahmen auch von seiner Seite eine gewisse Achtung in Anspruch.

Und doch stand auch bei ihm wie bei Alexander und bei Cäsar die Monarchie nur auf zwei Augen, sie war an seine Persönlichkeit gebunden. Es ist der Uebelstand der rein militärischen Monarchie, daß auf den großen Eroberer die Diadochen folgen. Es war kein Unglück für das Frankreich von 1815, daß ihm damals durch die Wiederaufrichtung der traditionellen Monarchie das Diadochenzeitalter erspart wurde.

Wenden wir uns jetzt zu dem Bonapartismus von 1858, so haben wir insofern leichtes Spiel, als seit den neuesten Verordnungen alle Welt einig ist, was man darüber zu denken habe, gleichviel welcher Partei man sonst angehört. Uns Deutsche namentlich, die wir noch vor wenigen Monaten von unsrer Freiheit kein großes Rühmen zu machen wußten, ist jetzt zu Muth, als lebten wir in Nordamerika in vollständigster Unbändigkeit und Zügellosigkeit. Wir hatten früher gemeint, die Ordnung sei in Frankreich grade straff genug angespannt: mit einiger Verwunderung haben wir gesehn, daß man die Zügel doch noch weit schärfer anziehen konnte, und das Beste ist, daß man dabei noch immer auf dem Boden der Volkssouveränität steht. Das Volk will nicht, daß andere Meinungen ausgesprochen werden als die patentirten der Regierung, es will nicht, daß sich Böswillige im Lande aufhalten, es ertheilt daher der Regierung die Vollmacht, Personen, die wegen übelgesinnter Reden zu einigen Monaten Gefängniß verurtheilt werden, nach Ablauf dieser Strafe ohne weiteres zu deportiren. Wer dieses Volk ist, das lehren dem Zweifler die Adressen des Moniteur. Die souveräne Armee, die den Decemberthron aufgerichtet, erklärt ihren Willen für die Erhaltung der Dynastie auch über das Leben des gegenwärtigen Herrschers hinaus, und damit sie diesem Willen Nachdruck geben kann, wird ganz Frankreich militärisch organisirt, fünf Marschälle führen die Provinzialregierung, ein General commandirt als Minister des Innern mit echt militärischem Lafonismus den Präfecten, ein militärischer Regenthschaftsrath erwägt die großen politischen Fragen. Das Verhältniß ist so unummunden und klar herausgestellt, daß jeder Commentar überflüssig erscheint.

Indeß dürfte es doch nicht unnütz sein, bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, daß wir in Deutschland, nicht bloß in Oestreich, auf dem besten Wege zu ähnlichen Institutionen waren. Unsere deutschen Mon-

archien sind gewiß nicht durch das Militär aufgerichtet, sie sind organisch aus den sittlichen Institutionen des Volks hervorgegangen, sie wurzeln in dem Herzen des Volks: und doch wurde eine Zeit lang nicht anders geredet, als ob das Militär ihre einzige Stütze sei. „Wider Demokraten helfen nur Soldaten!“ war ein beliebtes Sprichwort. Unsere angestammten Könige wurden in officiellen Erlassen immer als die Kriegsherren bezeichnet, man sprach von nichts als von den herrlichen Kriegsheeren und das in einer Zeit, wo man mit großer Behutsamkeit jeden Krieg vermied, wo man sich beeilte, selbst mit dem kleinen Dänemark Friede zu machen und wo demnach im Ausland die Meinung von unsrer Kriegsmacht nicht sonderlich hoch stand. Glücklicherweise ist darin eine Umkehr erfolgt, man hat sich besonnen, daß unser Volkscharakter ein vorwiegend rechtlicher ist, und daß auch unsere Monarchien am besten gedeihn, wenn sämtliche Volksklassen an ihrer Erhaltung theilhaftig werden, sämtliche Volksklassen in ihnen ihre Befriedigung finden. Deutschland ist nichts weniger als revolutionär, das hat sich jetzt wieder in dem aufrichtigen Enthusiasmus des gesammten preussischen Volks für das Glück seines Herrscherhauses recht schlagend gezeigt; aber in seiner sittlichen Entwicklung geht neben dem monarchischen und aristokratischen Element, die beide mit ihrem traditionellen Charakter gepflegt und in ihrer historischen Berechtigung anerkannt werden sollen, das demokratische, oder wenn man will, das bürgerliche gleichen Schritt, und es ist die Aufgabe des Staats, diesem historisch jüngern Element in den politischen Einrichtungen diejenige Stelle zu geben, auf der es für das Gedeihn des Ganzen thätig mitwirkt und vor gefährlichen Auswüchsen bewahrt wird, die niemals ausbleiben, wenn einem factisch mächtigen Princip die legale Geltung versagt wird. Wir freuen uns, wenn auch die Aristokratie auf dem Boden des constitutionellen d. h. des die Einseitigkeiten einzelner Stände ausgleichenden Rechtsstaats mehr und mehr festen Fuß faßt; neben ihr wird ebenbürtig die Demokratie ihren Platz behaupten. Es war einseitig, die Monarchie bloß „auf breitester demokratischer Grundlage“ aufzurichten zu wollen; noch einseitiger wäre es, ihr bloß die Aristokratie zur Stütze zu geben: völlig unmöglich, ein Prätorianerthum aufzurichten, grade weil das deutsche Volk mit der Revolution nichts zu thun hat.

### Schleswig-holsteinische Aussichten.

Wenige Patrioten werden von der jetzigen Thätigkeit des Bundestages etwas Ersprießliches für die schleswig-holsteinische Angelegenheit erwarten. Zwar sind in der Sitzung vom 11. Februar die bekannten Ausschüßsanträge zum Grenzboten I. 1858.